

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 159.

Posen, den 14. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

„Vielleicht können Sie mir etwas aus Ihren afrikanischen Tagen erzählen,“ forschte sie. „Wollen wir nicht irgendwo im Schatten Platz nehmen? Mir ist nach dem Spaziergang vom Bahnhof bis hierher sehr warm geworden.“

Er führte sie zu einer Bank unter einer Zeder, auf der sie sich niederließen.

„Es ist mir unverständlich, wie die Menschen sich für alles, was die Zeitungen heute schreiben, interessieren können,“ begann er, nicht ohne Stutzen. „Aber wenn Sie schreckliche Geschichten hören wollen, kann ich Ihnen dienen. Auf einen Mann, der drüben sein Glück macht, kommt mindestens ein Dutzend, das in kurzer Zeit verkommt. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen etwas aus der Zeit erzählen, da es mir noch an allem mangelte.“

„Das würde mich freuen.“

Gleich vielen Männern, die wenig sprechen, besaß Trent die Gabe, seine Erfahrungen in bildhaften, wenn auch ungelentken Worten wiederzugeben. Er schilderte ihr die Tage, da er zwischen Kulis an den Ufern des Kongoflusses gearbeitet, ein Sklave in mancher Hinsicht, nur daß er nicht diesen Namen trug, indes die Sonne auf ihre Köpfe niederbrannte, bis es sie wahnsinnig machte und der Palmwein sie in rasende Teufel verwandelte. Er erzählte ihr von den Negern Bekwandos, von den Tagen, die zwischen ihnen in der schmutzigen Hütte verbracht worden waren, da Tag für Tag ihr Leben in Gefahr schwebte und jeder Schrei, der aus der Kriegerschar vor der Behausung des Königs aufstieg, ein Todesruf sein konnte. Er berichtete ihr den Erfolg, der ihm endlich in den Schoß fiel, von der Erteilung der Konzession, die den Grund zu seinem Vermögen legte und endlich von dem furchtbaren Rückzug durch den Urwald, verfolgt von den Eingeborenen des Königs, den sein Versprechen reute und dessen schwarze Kreaturen stundenlang ihren Spuren folgten, in der Erwartung des Augenblicks, da sie ruhen oder schlafen würden, sich dann ihrer bemächtigen und sie nach Bekwando zurückschleppen zu können, sie dort zu opfern.

„Nur unsere Revolver hielten sie in respektvoller Entfernung,“ erklärte er. „Ich habe ungefähr ein Dutzend niedergeschossen, wenn sie zu nahe herankamen, und das Behlagen über die Toten war das Fürchterlichste, das Sie sich vorstellen können. Monatlang fand ich deswegen keine Ruhe. Ich fuhr allnächtlich aus dem Schlaf hoch und bildete mir ein, das schreckliche Jammern vor meinen Fenstern zu hören — ja, selbst auf dem Schiff, wenn ich vor Mondaufgang an Deck war, war mir, als ob es von Wassern aufstieg. Brr!“

Sie erschauerte. „Aber Sie sind beide entkommen, nicht wahr?“

Eine Pause entstand. Der Schatten der Zeder war tief und kühl, aber Trent empfand keine Kälte nicht.

Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn. Er schöpfte einige Male tief Luft, als ob ihm das Herz eingeschnürt sei.

„Nein,“ antwortete er schließlich. „Mein Kompagnon starb einige Meilen vor der Küste. Er war sehr krank, als wir den Rückzug antraten. Am letzten Tage mußte ich ihn fast unablässig tragen. Ich tat für ihn, was ich konnte, aber es nützte nichts. Schließlich mußte ich ihn zurücklassen. Es hatte keinen Zweck, mich für einen Toten zu opfern.“

Sie neigte zustimmend den Kopf.

„War er Engländer?“

Er hatte die Frage erwartet, so wie er Jahre zuvor auf den Tod gewartet hatte, — dicht vor sich einen Revolverlauf.

„Er war Engländer. Der einzige Name, den wir von ihm wußten, war Monty. Manche behaupteten, er stamme aus ersten Gesellschaftskreisen. Er hätte sich in seiner Jugend etwas zuschulden kommen lassen. Ich für meine Person möchte das annehmen.“

Sie war sich der atemlosen Spannung, mit der er sie studierte, nicht bewußt, vollkommen ahnungslos der großen Erleichterung, die sein Gesicht erhellte, als seine Worte für sie keine besondere Bedeutung zu haben schienen.

„Das war allerdings sehr traurig,“ sagte sie. „Wäre er am Leben geblieben, hätte er sich gewiß mit Ihnen in die Vorteile der Konzession geteilt?“

Trent nickte. „Ja, unsere Anteile waren gleich. Wir hatten abgemacht, daß im Falle einer von uns stirbe, der Ueberlebende alles allein übernahm. Nicht daß ich es wünschte. Mir wäre lieber, er wäre am Leben geblieben. Viel, viel lieber,“ wiederholte er mit starkem Nachdruck.

„Davon bin ich überzeugt,“ gab sie zurück. „Erzählen Sie mir nun etwas von Ihrer Laufbahn in der City, nachdem Sie in England gelandet waren. Das Leben dort muß doch sicherlich sehr interessant sein. Ich würde es gern kennenlernen.“

„Ich glaube kaum, daß es Ihnen gefallen würde. Es ist kein Ort für eine Frau wie Sie. Es ist ein Leben der Lüge, der Spekulation und des Betruges. Manchmal ekelt es mich an.“

Sie war aufrichtig erstaunt. Eine eigenartige Auffassung für einen frischgebackenen Millionär, dachte sie.

„Ich glaubte, daß es für diejenigen, die daran Teil haben, einen Reiz hätte, der stärker als alles andere in der Welt wäre.“

Er schüttelte den Kopf.

„Es ist ein unmoralischer Reiz,“ sagte er. „Wenn man sich zwischen den Wölfen befindet, muß man mitheulen. Man spekuliert und freut sich, wenn man gewinnt. Inzwischen sucht man sein Gewissen zu betäuben, wenn man eins hat. Man ist nie direkt unehrlich, aber auch nie ganz ehrlich. Und geht es einem besonders gut, dann bleibt noch der Ekel vor sich selbst. Es ist ein wahnwitziges Leben.“

„Ihre Ansichten erstaunen mich wirklich,“ sagte sie nach einem Augenblick. „Auf jeden Fall sind Sie jetzt reich genug, sich darum nicht mehr kümmern zu brauchen.“

Er stieß heftig mit dem Fuß nach einem Lannenzapfen.

„Wenn ich es noch könnte, würde ich mich morgen aus dem Geschäft zurückziehen und ein Landgut übernehmen. Aber ich muß jetzt das, was ich gewonnen habe, verteidigen und festhalten. Je mehr Erfolge man hat, desto mehr wird man in seine Interessen verstrickt. Es ist eine Art Fron.“

„Haben Sie keine Freunde?“

„Ich habe noch nie einen Freund gekannt.“

„Sie haben doch Gäste!“

„Die habe ich heute morgen fortgesandt.“

„Die junge Dame in Blau!“ forschte sie ernst.

„Ja, und die andere auch. Mit Saß und Paß habe ich sie ziehen lassen. Sie werden nicht mehr zurückkommen.“

Sie schwieg.

„Ein Herr mit Frau und Tochter befindet sich hier, den ich nicht so leicht loswerden kann,“ fuhr er düster fort. „Aber auch diese werden auf jeden Fall gehen müssen. Ich will allein sein.“

Er war aufgestanden und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Baum, den Blick auf eine Stelle geheftet, wo die Sonne einen entfernten Hügel beschien, dessen Abhang mit großen Streifen gelben Ginsters und purpurfarbenen Heidekrautes bedeckt war. Sie bemerkte seine Zerstretheit und blickte durch die Deffnung zwischen den Blumen.

„Sie haben hier eine prachtvolle Aussicht. Sie lieben sicherlich die Natur sehr.“

„Sehr,“ bestätigte er.

„Die meisten Menschen sind sonst gegen die Natur ziemlich abgestumpft,“ bemerkte sie, „vor allem, wenn sie ein solches Leben hinter sich haben wie Sie.“

Er sah sie verwundert an.

„Können Sie sich wohl den leisesten Begriff davon machen, wie ich mein Leben verbracht habe?“

„Sie haben mir doch eine sehr deutliche Beschreibung gegeben,“ verteidigte sie sich, „wenigstens von einem Teil ihres Lebens.“

Er nahm einen langen Atemzug und faßte sie fest ins Auge.

„Sie irren sich. Ich habe nur einige Vorfälle geschildert. Das ist alles. Ich will Sie nicht betrügen. Ich habe nicht die geringste Erziehung genossen. Mein Vater war Zimmermann und hat sich zu Tode getrunken. Meine Mutter war Fabrikarbeiterin. Ich habe kaum genügend Schulunterricht gehabt und weiß mich nicht gewählt auszudrücken. Das alles wäre nicht so arg, hätte ich nicht immer in der City mit Leuten zu verkehren, die wohl eine gute Erziehung genossen haben. Ich weiß noch sehr wenig. Ich habe verschiedene primitive Neigungen. Vor einigen Abenden noch war ich total betrunken — ich habe wenig von dem versäumt, was ein roher ungebildeter Mensch zu tun pflegt. — Möchten Sie jetzt nicht am liebsten von mir fortlaufen?“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn lächelnd an. Er war ihr erstaunlich und interessant.

„Wenn dies das Schlimmste ist,“ sagte sie leise, „dann sind Sie in keiner Hinsicht zu fürchten. Sie wissen, es gehört zu meinem Beruf, über Menschen zu schreiben. Ich gehöre zu einer Welt abgenutzter Typen, und es ist mir eine seltene Freude, einmal einem Mann zu begegnen, der stark ist — in dem etwas von einem Eroberer steckt.“

Das Schlimmste! Eine plötzliche Angst ließ ihn erstarren. Sein Herz schien stillzustehen, die Wangen verloren die Farbe. Das Schlimmste!! Eine wahn sinnige Angst, daß sie einmal alles erfahren könnte, bemächtigte sich seiner, um ihn nie mehr ganz verlassen.

Das Geräusch sich nähernder Schritte ließ die beiden auffahren. Ein Lächeln auf den bleichen Zügen und eine Zigarre zwischen den Lippen, kam da Souza herbeigeschleudert. Unmutigen Blickes wandte Trent sich ihm zu.

„Was wollen Sie?“

Da Souza spreizte die Hände. „Ich ging ein wenig spazieren und sah Sie durch die Bäume. Allerdings

wußte ich nicht, daß Sie in so angenehmer Gesellschaft sind“ — er lüftete den Hut vor dem jungen Mädchen —, „andernfalls würde ich Sie nicht gestört haben.“

Trent öffnete die Pforte, die nach dem anderen Teil des Gartens führte.

„Gehen Sie und kommen Sie nicht zurück,“ sagte er kurz. „Es ist reichlich Platz für Ihre Spaziergänge vorhanden, um die Luft mit Ihrer abscheulichen Zigarre zu verderben, ohne daß Sie gerade hierher kommen müssen.“

Da Souza stülpte sich wieder den Hut auf.

„Die Zigarren sind ausgezeichnet. Wir können nicht alle Millionärszigarren rauchen. Was sagen Sie dazu, Fräulein?“

Die Journalistin, die sich einige Notizen machte, fuhr in ihrer Beschäftigung fort, ohne seine Bemerkung zu beachten.

Da Souza blähte sich geringschätzig. Aber im gleichen Augenblick fühlte er einen eisernen Griff an seiner Schulter.

„Wenn Sie nicht sofort ohne ein Wort verschwinden,“ flüsterte Trent ihm zornglühend zu, „dann fliegen Sie in den Teich.“

Da Souza verschwand brummend in einer Eile, die nicht gerade anmutig genannt werden konnte. Trent wandte sich wieder seiner Gefährtin zu. Sie sah auf und schloß ihr Buch.

„Sie müssen sich andere Freunde suchen,“ erklärte sie.

„Das ist ja ein furchtbarer Mensch.“

„Ein elender Bursche,“ stimmte er zu. „Er soll fort.“

„Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen.“

Sie stand auf, barg das Notizbuch in die Tasche und streifte die Handschuhe über.

„Ich habe Sie genügend Ihrer Zeit beraubt. Nochmals vielen Dank für alles, was Sie mir erzählt haben. Es war sehr interessant.“

Sie reichte ihm die Hand, und ihre Berührung ließ sein Herz in einer ungewöhnlichen Empfindung erheben. Der Gedanke, daß sie so bald fortging, erschreckte ihn. Sobald sie durch die Gartenpforte geschritten war, kam sie in eine Welt, in der sie ihm hoffnungslos entrückt wurde. Daher raffte er seinen Mut zusammen.

„Sie haben mir noch nicht Ihren Namen genannt.“

Sie lachte leicht auf.

„Wie unhöflich von mir! Ich hätte Ihnen meine Karte als Journalistin geben müssen. Sie werden mich jetzt für einen Eindringling halten, der seine Neugierde befriedigen wollte. Mein Name ist Wendermot — Irene Wendermot.“

Er wiederholte ihren Namen.

„Vielen Dank,“ fügte er hinzu. „Eigentlich fallen mir jetzt noch verschiedene Ereignisse ein, die ich Ihnen hätte berichten können.“

„Dann müßte ich schon einen Roman schreiben, um alles darin aufnehmen zu können. Vielen Dank, Sie haben mir, glaube ich, alles erzählt, was ich wissen wollte.“

„Ich möchte Sie gern um etwas bitten, was Ihnen vielleicht sonderbar und aufdringlich erscheinen mag,“ sagte er in sich überstürzenden Worten.

Sie blickte ihn erstaunt und verständnislos an.

„Dürfte ich Sie gelegentlich einmal wiedersehen?“ Der Ernst in seinem Blick und die große Spannung in seiner Stimme machten sie beinahe unsicher.

„Gewiß,“ antwortete sie freundlich, „wenn Sie es durchaus wollen. Ich wohne Capole Street Nr. 81. Vielleicht nehmen Sie einmal den Tee bei mir.“

„Gern,“ sagte er schlicht, mit einem befreiten Aufatmen. Er begleitete sie bis zur Landstraße, während sie sich über Rhododendron und den Garten unterhielten.

Sein Blick folgte ihr, bis sie nur noch ein ganz kleiner Punkt auf der staubigen Landstraße war — sie hatte sein Auto abgelehnt, und er besaß genügend Takt, ihr seine Dienste nicht aufzudrängen.

„Seine Tochter!“ murmelte er. „Montys kleine Tochter.“

(Fortsetzung folgt.)

Nein, ich vermiete nie wieder an Ehepaare oder Frauen mit Küchenbenutzung! Sie haben eine merkwürdige Auffassung von fremden Küchen und wie man sich darin benimmt. Auch liebe ich es nicht, schon im Hausflur zu riechen, daß bei mir etwas anbrennt oder vorn in der Wohnung das Geräusch von unsinnig kochendem Wasser, überlaufenden Töpfen zu hören, während die, die es angehen sollte, behaglich in ihrem Zimmer Zeitung liest oder Klavier spielt.

Aber nun stand solch ein nettes Kerlchen vor mir, blond, große Kinderaugen, zwar aus der ersten Jugend heraus, aber noch etwas von ihrem Schmelz in dem weichen, feinen Gesicht, und bat:

„Es würde mir so gut bei Ihnen gefallen, gnädige Frau! Nur, sehen Sie, ich gehe in keine Kneipe, denn ich bin in der Hauptsache Kochtopf und bereite mir mein Essen selber. Ein und wieder etwas Warmes. Sie würden keine Umstände durch mich haben. Ich bringe alles wieder in Ordnung.“

„Warum bin ich Zeit meines Lebens schwach gewesen gegenüber blauen Augen? Ich sagte schließlich ja, und das „Kerlchen“, wie wir ihn nannten, zog vor einem Monat glückselig ein. Ein Kochtopf, dessen zweifelhafte Reinheit damit begründet wurde, daß er auch „auf Fahrt“ diene und eine Bratpfanne, der alle Wohlgerüche Indiens anhafteten, wurden zur Vervollständigung meines Kücheninventars bei mir untergestellt. Die obersten Bücher des Bücherchrants sah ich angefüllt mit Marmeladengläsern, Gewürz- und Teebüchsen, Delflaschen, Dosen mit Nussbutter, Kokosfett, Tüten mit Rosinen, Reis, Griech, Pinienkernen, Dörrfrüchten. Auf dem Wäschechrant hat sich ein „Obstbähn“ mit Äpfeln, Nüssen, Zitronen, Nüssen und dgl. aufgemacht. Komme ich in das Zimmer hinein, riecht es nach allem andern, nur nicht nach einer männlichen Behausung. Nach Apotheke, — wegen all der wohlriechenden Öle und Salben! — nach Obst- und Kaufmannsladen.

Aber das Kerlchen hat eine so nette Art, alles zu erklären, und zu entschuldigen. Großes Kind! denke ich mehr als einmal bei mir, während er von seiner „natürlichen“ Lebensweise, insbesondere von seiner „reinen“ Ernährung, Wände erzählt. Alle Ganakker sind große Kinder.

Das Frühstück fing am nächsten Morgen — das Thermometer zeigte fünf Grad unter Null — mit einem Glas kalten Wassers, in das zwölf Tropfen Zitrone gedrückt wurden, wohlverstanden ohne Zucker, denn dieser „gärt“ und „säuert“ im Magen, an. Drei bis vier Nüsse, Pinienkerne, Apfelsinen. Mir wurde so flau davon, daß ich mir nachher an meinem Kaffee den Mund verbrannte, weil ich das unbedingte Bedürfnis verspürte, mich zu erwärmen.

„Und was nehmen Sie mit ins Büro?“
„Oh“ und ein liebes Näschen huschte um den Knabenmund, da habe ich Brot, das wird im Tischkasten recht alt, dann erst ist es gesund.“ Als er mein entsetztes Gesicht sah: „Ich mache mir, wenn es kalt ist, etwas Wasser warm dazu. Obst und dergleichen habe ich auch im Büro.“

Etwas nervös wurde ich bereits, als er mit etwa fünf Pfund Zwiebeln, diversen Knoblauchzehen am Nachmittag in der Küche anrückte. Von allen verhaßten Gerüchen sind diese mir die verhaßtesten. Und wenn mir jemand sagt, daß Zwiebeln gesund seien, so muß ich leider zur Antwort geben: „Mir nicht! Mir bestimmt nicht! Etwas, das ich noch tagelang wiederkaue, kann mir unmöglich gesund sein.“

Ein paar Tage darauf kam er mit zehn Pfund Kohl an.
„Ich werde gleich auf Vorrat schneiden und kochen, damit ich nicht jeden Tag Ihre Küche in Anspruch nehmen muß.“ sagte er strahlend. Beiläufig, das Kochen dauert so durchschnittlich zwei bis drei Stunden.

Zehn Pfund Kohl. Mir schwindelte, wenn ich an die Folgen dachte. Aber dieser Mensch muß einen Straußenmagen haben. Am drei Tagen waren sie verschwunden.

Nun müssen sie nicht denken, daß diese Kocherei so reibungslos bei uns verläuft. Weber bin ich ein Engel, noch ist das Kerlchen ein Held im Kochen. Erst macht er mal alles falsch, dann kommt er aufgeregter zu mir gelaufen und klagt mir sein Leid. Bin ich guter Laune, lache ich und greife ein. Bin ich schlechter, — fragen Sie ihn lieber, was dann passiert!

Wir haben ihn mittlerweile „Zwiebelfürst“ getauft, denn es gibt nichts, was er nicht mit Zwiebeln äßt. Kartoffeln, die übrigens nie geschält, sondern mit der Schale gegessen werden, — Griech, Reisbrei, Kohl, — Eierfuchen, — alles mit Zwiebeln, und dann streut er so merkwürdige Dinge hinein: Kümmel, Anis- und Veilchenwurzelpulver, Selleriefalz, Curry. Nein, vom Standpunkt der Ernährung, scheint demnach ein relativer Begriff zu sein. Für mich ist „rein“, wenn ich den Geschmack eines Nahrungsmittels nicht durch einen anderen, der sich ihm nicht unterordnet, übertöne. Und etwas erinnern mich diese Gerüche in Aussehen und Geruch immer an den Mischmach, den wilde Wälderäume sich auf unseren früheren Ausstellungen zu kochen pflegten. Ob sie in unserem Klima die verheißene Kraft geben, bezweifle ich. Setze in Aussehen nach jedenfalls nicht.

Nun bin ich, was Essen und Trinken anbelangt, nie im Leben vergnügungssüchtig gewesen, habe mich stets auf ein Mindestmaß beschränkt. Aber noch nie kam mir der Gedanke, meine

„Kalorien“ auf der Grammwaage abzuwiegen oder bei jeder Nahrungsmittel ängstlich über „Vitamin oder nicht Vitamin?“ nachzugrübeln. Dabei bin ich reibungslos und fast ohne Krankheit ins — Mittelalter hineingerutscht, sehe, besonders abends und von hinten, wegen meiner Schlänte und Beweglichkeit noch immer wie ein junges Mädchen aus und fühle mich mit all meinen „Giften“ und „Säuren“ sehr wohl. Jetzt aber muß ich aber umlernen und mich von jenen Schriften „erwecken“ lassen.

Also erstens scheint Hunger etwas sehr Verabscheuungswürdiges zu sein. Und ich habe ihn immer für ein Zeichen von Gesundheit gehalten, habe mich gefreut, wenn die Kinder sich mit dem richtigen Heißhunger an den Tisch setzten, und mich nie wöhrer gefühlt als im Krieg, wo man sich mit Wonne auf die fliederfarbenen Graupen aus der Volkstüchle stürzte, den Magistratspfe, den uns Amerika von vor der Sintflut geschlachteten Schweinen großmütig zur Verfügung stellte und der, unter uns gesagt, wie gehackte Nähmaschinen schmeckte, als Lederbissen achtete. Wo man sich wochenlang freute, wenn man zu einer Kaffeeschlacht mit echter „Milch aus der Lüte“ und Betontorte, mit Schlagahneerzatz aus Seifenschäum, eingeladen wurde.

Also Hunger ist das größte Uebel. Wenn ich ihn nach getaner Arbeit oder einem langen Spaziergang verspüre, muß ich krank sein und ihn viellecht als ein Zeichen mit einer Ratonkur vertreiben. Ueberhaupt, — natürlich bin ich krank! Ich weiß nur noch nicht, wo und wie. Ich grübele und werde darüber — zumindest — nervös. Das Kerlchen sagt, zufrieden mit seinem Erfolg: „Sehen Sie, ich werde Sie schon beherrschen, wenn wir nur erst wissen, was Ihnen fehlt!“

Ja, das möchte ich auch wissen. Vielleicht ermittle ich es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer Preisaufrage? Ich fühle mich durchaus gesund. Das ist doch gewiß schon nicht normal. Auch lasse ich mich belehren, daß man den Körper von Zeit zu Zeit „entgiften“ und „entsäuern“ muß.

Jetzt, da er meine Vorliebe für Zwiebeln und Kohl bemerkt hat, macht er sich Eierfuchen auf Vorrat. Sie haben einige Mefnslichkeit mit Fensterleder, und als ich ihn frage, wie er das zustandegebracht hat, entgegnet er kleinlaut:

„Als ich die kochende Milch auf das Mehl goß, wurden es so seltsame Klumpen und eine schlierige Masse. Die Eier haben es auch nicht besser gemacht.“

Nein, das glaube ich und muß wider Willen lachen, als ich sein unglückliches Gesicht ansehe. „An was für Nichtigkeiten du deine kostbare Zeit verschwendest!“ denke ich bei mir, wenn ich ihn in respektvoller Entfernung vom Herd über seinen Topf gebeugt sehe. Und all die Gesundheitsapostel fallen mir ein, die früh gestorben sind, — all die Menschen, die darauflosgelebt haben und uralt dabei wurden, — und wenn ich anfänglich mit der Absicht umging, dem Kerlchen bei der nächsten Gelegenheit zu kündigen, so habe ich jetzt resigniert und warte auf den Augenblick, wo sein Körper genug haben wird von der „natürlichen“ Lebensweise, die mir mit unserem Klima und unseren großstädtischen Verhältnissen nicht in Einklang zu stehen scheint. Er aber wartet gläubig wie ein Kind auf den Augenblick meiner Bekehrung.

Wer von uns beiden wird recht behalten?

Begegnung mit Carl Hauptmann.

Von Paul Stegemann.

Das war mitten im Kriege, so anno 17, da wuchsen Marmelade und Stedrüben wild in den Restaurants, der Tanz war verboten, die Musik eingezäunt; da wurden wir geistig, da wüt Gausse in Vortragsabenden.

Und auch durch Hannover zogen sie, die Dichter und Denker, und hielten, eingeladen von einem freundlichen literarischen Verein, ihre große oder kleine Rede. Kein Saal war groß genug. Und auch an Carl Hauptmann war die Reihe. Gespenstisch sah er am Vortragspult und gestaltete seine inneren Gesichte. Magisch strahlte sein Rübezahlpf.

Und als die Sache vorbei war, da rannten wir uns, junge Buchhändler und ältere Mädchen, um seinen Tisch im Bahnhofrestaurant. Teils lauschten wir seinen Worten, teils hatte er Angst, den Zug zu verpassen. Weßhalb er plötzlich den Kellner heranrief, das Bier für die kleine Runde zu zahlen.

Es mögen ein paar Mark gewesen sein, die Höhe des Trinkgeldes stand noch im Belieben des Gastes; schweigend rich der Kellner das Geld ein und entfernte sich finster.

Verwundert schaute Carl Hauptmann in sein Bierglas; „Wie der Krieg die Menschen verroht. Jetzt habe ich dem Kellner fünf Pfennig Trinkgeld gegeben. Er dankt nicht einmal...“

Rosegger-Anekdoten. „Wie ein Baum sind Sie, Meister“, sagte eine enthusiastische Verehrerin.

Rosegger blinzelte sie an.

„Meinen Sie stark oder ungehobelt?“ fragte er dann.

„Ich möchte wie eine Mutter zu Ihnen sein“, sagte eine begeisterte ältere Dame.

„Am Gotteswillen“, sagte Rosegger, „wenn ich an die Prügel noch denke!“

Eine Bekannte hatte mir erzählt, daß sie und auch ihre Freundinnen abends so gern zu Hause wären, weil sie da die schönen Radiokonzerte hätten und gleichzeitig dabei Abendbrot essen könnten. Sie sagte das so seelenruhig, daß ich die Sache einmal an mir selbst ausprobieren wollte. Ich setzte mich also in die Sofaede, nahm den Hörer über den Kopf, stellte mein Abendbrot vor mich hin, hob, zur gleichen Zeit wie der Dirigent seinen Taktstock, meinen Hornlöffel und schlug auf die Spitze des weichgekochten Gies. Es spritzte zusammen mit der Musik nach allen Seiten auseinander. Es war zu weich gekocht, genau so wie die Musik. Schade, daß man nicht ein wenig Salz durch den Hörer streuen konnte. Ich versuchte nun, ernsthaft zuzuhören und ernsthaft zu essen, wie es jene Damen taten. Mit dem Gies ging es ganz gut. Es floß weich, geschmeidig, ohne besondere Anteilnahme zu fordern, still wie ein Lied die Kehle hinunter. Dann aber kam ein Brot mit Thüringer Käse. Ich mußte sehr aufpassen, um von dem delikaten Geschmack des Rummelkäses auf der kühlen Butter nicht das geringste zu verlieren und zugleich auch sorgsam der Musik teilhaftig zu werden. Während ich Biß auf Biß in mein Käsebrot tat, genießerisch, mit sorgsam geöffneten Nasenflügeln, frischen kräftige, mahlende Akkorde an mein Ohr, durch liebliche, düstere Töne verbunden. Ich sah grüne Wiesen mit Akelei und Löwenzahn, Rübe, die sich sonnten, Mädchen, die sie melkten, Sahne, die abgeschöpft wurde, Käse, den man rollte. Als ich das letzte Stück in den Mund steckte, ging die Musik in ein kurzes, trauriges Adagio über. Sehnsüchtig bittend forderte sie ein neues Käsebrot. Es war aber keines mehr da. Nur ein Stückchen Matjeshering vom Mittag mit weißen Zwiebelscheiben darüber. Ich wartete, bis die Musik wieder begann, und fing von neuem an zu essen. Es waren weiche, heldische, entsagungsreiche Klänge. Für einen unmusikalischen Menschen schwer zu unterscheiden, ob Lohengrin oder „Weißt du, Mutterl, was ich träumt hab“. Jedenfalls das Resultat war niederschmetternd. Ich konnte meine Ohren so viel anstrengen, wie ich wollte. Der Hering war stärker. Sein salziger, feiner Fischgeschmack, der in einer ganz entfernten Gasse an Lutern erinnerte, deckte ganze Reihen von Tonleitern zu. Die sorgsam fühlende Zunge stieß breite Lücken in die Akkorde. Selbst ein Paukenschlag, leise wirbelnd beginnend und bis zum forte sich steigend, vermochte die Kraft des Genusses nicht zu übertrumpfen. Da nahm ich traurig den Hörer vom Kopf und dachte darüber nach, woran das liegen mochte, ob am Radio, am Hering oder am Rundfunk-architekt.

Eine freudige Kunde.

Die Erde bietet Nahrung für 8 Milliarden Menschen.

(Nachdruck verboten.)

Professor Schanz von der Universität Illinois hat soeben in der Akademie der Wissenschaften in Washington der Welt eine freudige Mitteilung verkündet, daß die Menschen vorläufig noch nicht zu befürchten haben, daß die Erde nicht genügend Nahrung mehr bieten werde. Für fünfmal so viele Menschen, als deren heute auf Erden gezählt werden, so behauptet er, das will besagen für acht Milliarden Menschen, kann im heutigen Sinne unsere Mutter Erde Nahrung erzeugen, wenn alles adersfähige Land in rationellen Betrieb genommen wird.

Professor Schanz, der in der angelsächsischen wissenschaftlichen Welt einen Ruf besitzt, verteilt das Landgebiet der Erde, ungefähr 195 Millionen Quadratmeilen, in produktives und unproduktives Land ein.

Nach ihm sind:

Wälder	57,2 Millionen Quadratkilometer
Wiesen und Ackerland	33,8 Millionen Quadratkilometer
Wüsten	44,2 Millionen Quadratkilometer

Von dem bewaldeten Gebiet können nach Professor Schanz noch 36,4 Millionen Quadratkilometer in Kulturland zum Zwecke der Nahrungsmittelherzeugung umgewandelt werden. Nur 7,8 Millionen Quadratkilometer des bewaldeten Landes würden sich für Wälder eignen.

Von dem Wiesen- und Ackerland (33,8 Millionen Quadratkilometer) sind für Nahrungsmittelherzeugung geeignet:

Für Weizen, Roggen, Hafer	9,1 Mill. qkm
Für andere Körnerfrucht und Baumwolle	17,7 Mill. qkm
Unschliefliches Weideland	7,0 Mill. qkm

Von dem Wüstenland (44,2 Quadratkilometer) würde auch noch ein Teil in Kulturland umgewandelt werden können.

Insgesamt können nach Professor Schanz von dem festen Teil der Erdoberfläche 67,7 Millionen Quadratkilometer bebaut werden, und etwa gleichartig verteilt nach Gewächsen aus warmem und kaltem Klima. Vollständig unbrauchbar für Nahrungsmittelanbau betrachtet Professor Schanz nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Erdoberfläche.

Wenn zwei Acres (ungefähr 4 Fünftel Hektar) Grund nötig sind für jeden Erdbewohner, d. i. berechnet nach einer Bevölkerungsdichte von 125 Seelen auf den Quadratkilometer, würde das bebaut Land auf Erden eine Bevölkerung von ungefähr acht Milliarden Menschen ernähren können. Und dabei ist die Möglichkeit von einer Trockenlegung von Seeteilen nicht in Rechnung gezogen.

M. N.

Der Berliner Zoo feiert in diesem Jahre ein Jubiläum. Nicht eigentlich sein Jubiläum, sondern das seines Direktors, des Geheimrats Heß, den die Berliner den „Papa Heß“ nennen. Ein Heß-Jubiläum aber ist ein Zoo-Jubiläum, denn die Lebensgeschichte des Geheimrats Heß ist die Geschichte des Berliner Zoo. In guten und schlimmen Zeiten, im Laufe von vier Jahrzehnten war Direktor Heß nicht nur der treuherzige Hüter und Wärter seiner Tiere, nicht nur der Mittler zwischen der Berliner Bevölkerung und diesen mannigfachen Exoten hinter den Drahtgittern und Eisenstäben. Er war es auch, der stets von neuem mit neuen Anregungen und neuen Ideen den Zoo bereicherte. In den Inflationsjahren stand es schlimm um den Berliner Zoo, noch schlimmer als in den Kriegsjahren, da man für die Tiere nichts zu fressen hatte. Aber Professor Heß hat auch diese schweren Zeiten überwunden, und heute dankt es ihm zu seinem 40jährigen Jubiläum die ganze Berliner Bevölkerung.

Geheimrat Heß, der Tier- und Kinderfreund, hat zur Feier seines Jubiläums sich alle Kinder in den Zoo geladen, um sie bei Kaffee und Kuchen zu bewirten. Das ist das Bild, das die Berliner seit Jahren kennen, der alte Papa Heß inmitten der Berliner Kinder unter seinen Tieren im Zoo.

Aber auch den Großen in Berlin und im Reich hat Geheimrat Heß etwas zu seinem Jubiläum besorgt. Die Ostafrika-Expedition, die im ehemals deutschen Kolonialgebiet neues Tiermaterial für den Zoo gesammelt hatte, ist zurückgekehrt, und der Zoo besitzt eine Ostafrikaschau. Luß Heß, der Sohn des alten Geheimrats, war der Leiter der Expedition, und wie gefährlich dieser Tierfang war, das zeigt sich noch heute daran, daß Luß Heß schwer erkrankt am Sumpffieber darniederliegt. Seinen afrikanischen Reisegefährten geht es bisher besser als ihm. Zwar das Nashorn, das wir jahrelang nicht im Berliner Zoo gesehen haben, hat sich noch nicht an dies unverständliche mitteleuropäische Klima gewöhnen können und ist deshalb sorgsam in Watte und Decken verpackt. Aber die fünf jungen Giraffen sind schon sehr munter und vergnügt und holen sich mit ihren so amerikanischen, so wolkenkraxermäßig anmutenden Hälsen ihre Mahlzeit irgendwo her aus dem fernen Blau des Himmels. Diese jungen Giraffen werden bald die besonderen Freunde der Berliner sein, haben wir sie doch manche Jahre hindurch entbehren müssen. Nun stehen wir wieder staunend vor diesen seltsamen Gestalten, deren Sinn und Zweck uns unbegreiflich erscheint und die uns unwillkürlich an die prähistorischen Gestalten erinnern, die als Relief das Aquarium schmücken. Da sind die Zebras uns verständlicher, auch wenn sie noch wild und ungebärdig und wenig zugänglich sind. Die Wärter, die ihren Transport von Ostafrika hierher durchgeführt haben, wissen ein Lied davon zu singen. Es sind bissige Gesellen, die vor allen Dingen nicht locker lassen, wenn sie einmal zugebissen haben, bis man ihnen gewaltsam den Kiefer aufbricht.

Und auch die drei kleinen Flusspferde, die auf dem Lande eine so plumpe Figur abgeben, als ob sie ausdrücklich als wirksames Gegenstück zu den schmiegsamen Flamingos geschaffen wären, sind, sobald sie in ihrem eigenen Element sind, im Wasser sehr bewegliche und geschickte Schwimmer. Die Ostafrikaschau ist ein neuer Anziehungspunkt des Berliner Zoo geworden. Sie wird auch den vielen Gästen aus dem Reich, die in den Sommer-tagen nach Berlin eilen, manche vergnügte und freudige Stunde bringen.

Aus aller Welt.

Eine Statistik der Religionsbekenntnisse. Von den 1816 Millionen Menschen, die nach den neuesten Erhebungen die Erde zählt, gehören 684 Millionen einem christlichen und 1132 Millionen einem nichtchristlichen Bekenntnis an. Von den 684 Millionen Christen sind 330 Millionen Katholiken, 210 Millionen Protestanten und 144 Millionen griechisch-orthodoxe, orientalische und andere Christen. Die 1132 Millionen Nichtchristen setzen sich zusammen aus 15 Millionen Juden, 225 Millionen Mohammedanern, 200 Millionen Buddhisten, 217 Millionen Hindus, 300 Millionen Anhängern des chinesischen Gelehrten Konfuzius, 140 Millionen Heiden und Naturanbetern. Im Jahre 1810 betrug die Gesamtbevölkerung der Erde 653 Millionen. Darunter waren 228 Christen und 425 Millionen Nichtchristen.

Goldene Konfirmationen. Neben den goldenen Hochzeiten beginnt man jetzt in Deutschland die goldenen Konfirmationen zu feiern. In Wandsbeck, wo 1878 im alten Claudius-Pastorat 62 Kinder eingekauft waren, fanden sich nach 50 Jahren 27 goldene Konfirmationsjubilare wieder zusammen. Viele von ihnen hatten einander oder die Heimat inzwischen überhaupt nicht wiedergesehen. Nach einer feierlichen Gedenk-stunde in der Kirche waren die „Goldenen Konfirmanden“ den Nach-mittag im Pastorat gemüthlich zusammen.

Fröhliche Ecke.

Schlemmer. „Wo sind Sie denn schon wieder gewesen? Können Sie denn nicht bei Ihrer Arbeit bleiben?“
 „Ach, Herr Bureauchef, seien Sie nur nicht böse. Ich habe mir zum Frühstück ein Brötchen geholt.“
 „Seht mal an — ein Brötchen! Da hört doch die Gemüthlichkeit auf! Gestern haben Sie eins geholt, heute wieder, ja, Mensch, müssen Sie denn jeden Tag frühstücken?“
 fh.